
Hatte Keynes eine Gesellschaftstheorie?

Rezension von: Ingo Pies, Martin Leschke
(Hrsg.), John Maynard Keynes'
Gesellschaftstheorie. Band 20 der Reihe
Konzepte der Gesellschaftstheorie,
Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2014,
293 Seiten, broschiert, € 39;
ISBN 978-3-161-53602-1.

Das gegenständliche Buch ist der letzte Band der Reihe „Konzepte der Gesellschaftstheorie“, deren Zielsetzung es war, über die engere Fachdisziplin hinausgehende, in andere Bereiche der Sozialwissenschaften verweisende Bezüge im Werk bedeutender Ökonomen zu untersuchen und im Verhältnis zu deren ökonomischen Theorien darzustellen. Besonders geeignet für diese Fragestellung sind etwa die Werke Schumpeters (Band 19: Joseph Schumpeters Theorie gesellschaftlicher Entwicklung) und Hayeks (Band 9: F.A. von Hayeks konstitutioneller Liberalismus), während bei der zunehmenden Dominanz des neoklassischen *Mainstream* in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sich immer weniger Autoren für eine solche Betrachtungsweise eigneten.

Gesellschaftstheorie wird hier nicht im engeren Sinn verstanden als Soziologie, sondern umfasst auch andere Bereiche der Sozialwissenschaften, insbesondere Politikwissenschaft und Psychologie. Davon zu unterscheiden, aber ebenso Teil der Fragestellung sind die normativen Vorstellungen davon, welchen Zielsetzungen und Werten eine Gesellschaft idealer Weise entsprechen sollte bzw. in welchem

Sinn die gesellschaftliche Entwicklung gestaltet werden sollte.

Keynes hatte ein sehr dezidiertes Weltbild in Form von normativen Vorstellungen über eine Gesellschaft, welche „das gute Leben“ für möglichst alle ihrer Mitglieder ermöglichen soll. Zu einer positiven Gesellschaftstheorie finden sich in seinen Schriften aber nur sehr punktuelle Ansätze, denen im vorliegenden Band nachgegangen wird. Wichtig erscheint die nur beiläufig in einer Fußnote getroffene Feststellung, „dass Keynes politische und psychologische Gesichtspunkte in seine Ökonomie einbezieht, kaum aber soziologische“ (S. 138, Beitrag von H. Bluhm).

Seine Analysen des politischen Prozesses entwickelte Keynes vor allem aus seiner praktischen Erfahrungen als Akteur und Berater in der Wirtschaftspolitik. Als Mitglied der britischen Delegation bei den Pariser Friedensverhandlungen hatte er vor der Rachsucht und dem ökonomischem Unverstand Frankreichs kapitulierte und sich zurückgezogen. Den großen publizistischen Erfolg seines Buches über den Friedensvertrag von Versailles nutzte Keynes jedoch umso intensiver, um sich beginnend in den 20er-Jahren in die wirtschaftspolitische Diskussion seines Landes einzubringen.

Keynes' Strategie für sein Engagement im wirtschaftspolitischen Diskurs beruht auf einem dreischichtigen Modell von Expertendiskurs (der engste Kreis), Mediendiskurs und Alltagsdiskurs (Pies, S. 12). Die großen Erfolge von Keynes in der Beeinflussung der Politik beruhen nicht zuletzt auf einem gekonnt zwischen den Ebenen wechselnden Agieren, mit dem er seinen auf neuen theoretischen Ansätzen beruhenden wirtschaftspolitischen Empfehlungen z. B. durch Veröffentlichungen

in der Tagespresse oder durch Radio-vorträge auch für die Diskussion auf der inneren Expertenebene Nachdruck verlieh (Leschke, S. 115).

Ob Keynes sich zu Recht als „Liberaler“ bezeichnet, wird auch in diesem Band unterschiedlich beantwortet. Nach Köhn und Priddat hat Keynes einen „neuen Liberalismus als Alternative zu Sozialismus und *Laissez-faire*-Kapitalismus“ definiert. Die Wirtschaftsordnung ist weiterhin eine marktwirtschaftliche, die den freien Unternehmer als ihren Motor begreift. Das Neue ist die aktive Rolle der staatlichen Wirtschaftspolitik bei der Koordinierung und Steuerung der gesamtwirtschaftlichen Aggregate Konsum und Investitionen. Keynes selbst war ein Liberaler, auch wenn er gleichzeitig die theoretische und praktische Anleitung für eine nicht liberale Wirtschaftspolitik gegeben hat (S. 84ff). Für Engel ist Keynes kein Liberaler, denn die Stärke des Liberalismus liege darin, fehlbaren Politikern „nicht allzu viel Gelegenheit zu geben, Fehler mit großen Auswirkungen zu machen“ (S. 106).

Inhaltlich kämpfte Keynes gegen eine Populärversion der *Laissez-faire*-Doktrin an, deren Amalgam aus ökonomischen, politischen und biologistischen (sozialdarwinistischen) Ideen er seine klar ökonomisch ausgerichtete Theorie als neue Sichtweise auf die Welt der Wirtschaft entgegensetzte (Bluhm, S. 138f). Als politisch Agierender zielte Keynes darauf ab, die maßgeblichen Eliten für die Umsetzung der neuen Wirtschaftspolitik zu gewinnen. Er blieb insofern einem „klassischen Gentleman-Liberalismus“ verpflichtet, der von einem Verständnis des *public service* „als Bündelung aller Tugenden von Überparteilichkeit, Kompetenz und Gemeinwohlorientierung zur Durchset-

zung von *improvements* im Sinne des *public good*“ ausging, und zwar im Rahmen bestehender Institutionen. Daher seine „Präferenz für diskretionäre Politik und seine Vernachlässigung von Institutionalisierungen“. Ganz im Gegensatz zu Hayek impliziert „die systematische Gefahr verzerrender Kontaminationen im politischen Prozess für Keynes nicht, dass moderne Gesellschaften auf Politik verzichten könnten oder deren Stellenwert minimieren sollten“ (R. Storn, S. 262f). Zur Vermeidung solcher Kontaminationen hätte es eines tragfähigen institutionentheoretischen Konzeptes bedurft. „Bei Keynes befindet sich diesbezüglich ein blinder Fleck und eine einseitige Orientierung auf diskretionäre Politik, die in verbreiteten Formen des Vulgarkeynesianismus zu einer unreflektierten Steuerungsphilosophie führte.“ (ders., S. 261).

Keynes' Vortrag „Economic possibilities for our grandchildren“ (als Essay publiziert 1930) ist im Argumentationsstil eine geniale Skizze, die sich aber in der Wissenschaft gerade dadurch zum „Meisterwerk“ qualifiziert, „dass [sie] neue Fragen aufwirft und Anregungen für Antwortstrategien liefert, welche auch dort noch inspirierend wirken, wo sie sich als falsch erweisen“ (Pies, S. 199). Der Aufsatz präzisiert Keynes' Haltung zum Kapitalismus als Wirtschaftssystem, den er nicht als Selbstzweck sieht, sondern als am besten geeignetes Mittel dazu, möglichst bald, d. h. in einer Zeitspanne von 100 Jahren, die Wirtschaft so weit zu entwickeln, dass das „ökonomische Problem“ gelöst ist, indem die Knappheit bewältigt und die für die Güterproduktion erforderliche Arbeitszeit auf 15 Stunden pro Woche verkürzt wird. Damit wird die Grundlage geschaffen,

dass das Streben nach Geld und Profit obsolet wird und die Menschen „ihre Energien für nicht-wirtschaftliche Zwecke verwenden können“.

In diesem Punkt kommt Keynes dem von ihm sonst gar nicht geschätzten Karl Marx und dessen Vorstellungen einer „kommunistischen Gesellschaft“ erstaunlich nahe, die es dem Einzelnen „möglich macht, heute dies morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe“ (Deutsche Ideologie). Keynes war sich zwar bewusst, dass sich Menschen, deren „Gewohnheiten und Instinkte“ über Jahrtausende durch harte Arbeit und Knappheit geprägt worden sind, nicht ohne Schwierigkeiten an die Welt ohne Knappheit anpassen würden, war aber letztlich optimistisch.

Eine Konfrontation von Keynes' Prognosen mit der tatsächlichen Entwicklung in immerhin schon mehr als vier Fünfteln des Prognosezeitraums zeigt eine beachtliche Treffsicherheit hinsichtlich des Wachstumstempos, aber eine ebenso beträchtliche Zielverfehlung im Bereich der Arbeitszeit, besonders wenn man darunter die Wochenarbeitszeit versteht. Der Grund dafür ist hauptsächlich darin zu suchen, dass Keynes den Substitutionseffekt nicht berücksichtigt hat, der sich aus einem steigenden Reallohnsatz ergibt – diese Kritik wurde von Pigou und Knight bereits beim Erscheinen des Aufsatzes geäußert. Jenseits von Keynes' Vorstellungswelt „lag wohl auch, dass sich eine auf Massenpublikum ausgerichtete Freizeitindustrie und Vergnügungskultur entwickeln würde“ (Pies, S. 214ff). Dass sich heute immer mehr Unternehmungen „um eine Arbeitsatmosphäre bemühen, die ihren Mitar-

beitern große Selbstverwirklichungspotenziale einräumt“ (S. 218), ist allerdings angesichts der sich fühlbar verschlechternden Qualität der Arbeit mehr als zweifelhaft.

Wenn man bei der Arbeitszeitentwicklung nicht die wöchentliche Normalarbeitszeit, sondern die durchschnittliche Jahresarbeitszeit und darüber hinaus die Lebensarbeitszeit im Verhältnis zur durchschnittlichen Lebenserwartung betrachtet, ergibt sich eine wesentlich stärkere Verkürzung, die allerdings in der Arbeitswelt selbst viel weniger zum Tragen kommt, als Keynes erwartete. Zur Halbzeit des Prognosezeitraums erschien das „Plansoll des Fortschritts“ noch übererfüllt. Wenn die Arbeitszeit – unter Zugrundelegung des umfassenderen Konzepts – bis 1980 etwa um ein Drittel zurückgegangen war, so hat sich dieser Trend nicht fortgesetzt.¹

Von den Ökonomen, die Robert L. Heilbroner (2000) aufgrund ihres weit über ihre Bedeutung als ökonomischer Theoretiker hinausgehenden Einflusses auf Politik, Wirtschaft und Gesellschaft unter die „*worldly philosophers*“ einreicht, ist Keynes derjenige, dessen Werk den Fachbereich der Wirtschaftswissenschaften am wenigsten überschreitet. Es ist daher nicht überraschend, wenn gut die Hälfte des gesamten Textes des hier besprochenen Buches der Darstellung und Diskussion der ökonomischen Theorien von Keynes gewidmet ist.

Als Manko bleibt, dass der Psychologie, die bei Keynes im Gegensatz zur Soziologie einen bedeutenden Platz einnimmt, kein Augenmerk zugewendet wird. Wie Rieter (2014/1985) gezeigt hat, stützte sich Keynes in seinem Erklärungsansatz für die Bildung von Erwartungen auf die „Instinktpsycholo-

gie“ des angloamerikanischen Motivationsforschers William McDougall, von dem er u. a. auch den Begriff „*propensity*“ übernahm. Zur Erklärung menschlichen Verhaltens verwendet Keynes immer wieder psychologische Begriffe wie Instinkt, *animal spirits* – es wäre daher naheliegend gewesen, in einem Buch über die Gesellschaftstheorie von Keynes diesem Aspekt seines Werks im Detail nachzugehen.

Günther Chaloupek

Anmerkung

- ¹ Siehe dazu das Editorial in Heft 9/2 (1983) dieser Zeitschrift.

Literatur

Heilbroner, Robert L., *The Wordly Philosophers* (London 2000).

Rieter, Heinz, Hypothesen zur Erwartungsbildung bei Keynes und Schumpeter (1985), in: ders., *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. von Elisabeth Allgöwer, Karsten Kasprzak und Joachim Zweynert (Marburg 2014) 155-203.

Wirtschaftswissenschaftliche Abteilung der AK Wien, Editorial: Keynes' „Wirtschaftliche Möglichkeiten unserer Enkelkinder“ zur Halbzeit, in: *Wirtschaft und Gesellschaft* 9/2 (1983) 175-178.